

Jahrgang III.

No. 8.

November 1913.

# KAIN

Zeitschrift für  
Menschlichkeit  
Herausgeber:

Erich Mühsam



Inhalt: Die Monarchie. — Münchener Theater. — Bemerkungen:  
Richard Dehmel. — Korruption. — Ritualmord. — Das starre  
System. KurzeAnfrage- —

Kain-Verlag München.

**30 Pfg.**

Soeben erschienen:

---

**Erich Mühsam**

# **Der Krater**

**Gedichte**

== 2. Auflage ==



**München**  
**Kain-Verlag**

**Preis Mk. 2.—**

Jahrgang III.  
No. 8

München,  
November 1913.

# KAIN

## Zeitschrift für Menschlichkeit.

Herausgeber: Erich Mühsam.

---

„KAIN“ erscheint im Monat einmal. Der Preis beträgt für das Einzelheft 30 Pfennig (40 Heller, 40 Centimes). Jahresabonnement 3 Mark, (4 Kronen, 4 Francs.) Inserate die zweigespaltene Nonpareillezeile 30 Pfennig. Geldsendungen an „Kain-Verlag“ München. Baaderstrasse 1a.

---

Die Beiträge dieser Zeitschrift sind vom Herausgeber.  
Mitarbeiter dankend verboten.

---

### Die Monarchie.

Hallelujah! Kränzt die Häuser! Hängt Flaggen heraus! Illuminiert! Lätet die Glocken! Habemus regem!

Als wir Kinder waren und alles Märchengold für blanke Wirklichkeit nahmen, da dünkte uns ein König ein Wesen von überirdischer Weisheit, ein gottähnlicher Mensch, der über alle Macht und über allen Reichtum des Landes verfügt. Da stellten wir uns einen König nicht anders vor, als thronend unterm Baldachin, geschmückt mit Krone und Purpur und erfüllt von aller Heldentugend und Gerechtigkeit.

Die Märchen mit ihrem Tugendzauber und ihren Hexenkünsten sind verblichen. Die öde Tatsächlichkeit des Lebens hat aus Kindern Geschäftsleute und aus Träumern Nörgler gemacht. Geschäftsleute und Nörgler aber wissen, daß es keine Feen gibt und keine verwunschenen Prinzessinnen, keine Tarnkappen und keine Wunderspiegel. Das einzige, was aus den Kindermärchen übrig geblieben ist, sind die Könige. Die gibt's wirklich noch bis auf den heutigen

Tag, — wahrscheinlich, um dem phantasievollen Gemüt auch noch den Rest jener glücklichen Märchenpoesie zu zerstören, die als Fürsten den Stärksten und Schönsten, den Edelsten und Mächtigsten feiern möchte.

Heutzutage spazieren die Könige unter ihren Landeskindern mit Brille und Regenschirm, und die Gottesgnade, daraus man ihre Herrseherwürde ableitet, muß zuerst von juristischen Paragraphenkrämern aus verstaubten Pandekten herausdestilliert werden. Die Macht der Majesäten reicht nirgends über die Rechte der Bürger hinaus und ihre Rechte haben ein Ziel bei der Macht des Bürgertums. Daß dem so ist, erfüllt den Demokraten mit Stolz auf die vorgeschrittene Freiheitlichkeit unserer Zeit. Wer aber nicht Demokrat, sondern ein Zweifler ist an den Errungenschaften der Gegenwart über die Vergangenheit, der fragt erstaunt: Was um des Himmels willen brauchen wir Könige, wenn wir uns allein zu helfen wissen? Was soll uns Krone und Thron, wenn ihr Inhaber aller Macht entkleidet ist, auf die der Titel einer Majestät sich gründen müßte? Die Alleinherrschaft ist beseitigt, aber von der Monarchie — die griechische Uebersetzung klingt so gut — können wir uns nicht trennen. Untertanen wollen wir nicht mehr sein, aber des Königs gehorsamer Diener zu heißen, will keiner sich nehmen lassen.

In was für einer Zeit leben wir eigentlich? Der gesunde Menschenverstand, dieser beliebte Normalausweis des Philisterintellekts, weiß vor lauter Skeptizismus, Realismus und Zeitgemäßheit nicht mehr ein und aus. Der liebe Gott ist abgesetzt. Ernst Haekels naturwissenschaftliche Affenkomödie ist der Inbegriff aller Weltweisheit. Jede mystische Gläubigkeit, jede schwärmerische Weltbetrachtung, jeder geschäftsfremde Illusionismus ist Gegenstand wildern Gelächters. Alle Sehnsucht, deren letzter Aus-

blick kein gefüllter Geldsack ist, gilt als Gefühlsduselei, Kunst als Lebemannssport, Religion als Pfaffenintrigue. Das Wort „Freiheit“ wird im ungewaschenen Munde jedes Banausen gewälzt und bedeutet Fußtrittspolitik im Gewinnwettlauf. Wem aber Freiheit höchstes Menschengut ist, die Freiheit der Seele nämlich und die Freiheit, die keine Fesseln will im Eiligen um Erkenntnis und persönliche Würde, der ist ein Störenfried oder eine komische Figur.

Freiheit! Den Ellenbogen will man sie erkämpfen, aber dem Geiste muß die Knechtschaft erhalten bleiben, in der jede Rücksichtslosigkeit ihre Entschuldigung sucht. Nicht gegen die Monarchen wollen wir ankämpfen, die wir die Selbstherrlichkeit des in sich gefestigten Menschen predigen, sondern gegen die Jammerseelen, die um ihre Gunst buhlen, um daraus Vorteile im geschäftlichen und gesellschaftlichen Leben zu ziehen. Und ohne irgend eine Person zu kränken, die der Zufall auf den Piedestal eines Thrones gestellt hat, wollen wir aussprechen, welcher Klebstoff das Bürgertum am Idol des Monarchismus festhält.

Die konstitutionelle Monarchie — ich habe das hier schon einmal gesagt (vergl. Kain III, 3: „Der Kaiser“) — ist eine *contradictio in adjecto*. Ein König, der unter Ausschaltung aller persönlichen Willkür regieren soll, unterscheidet sich von anderen Menschen nur durch die dekorative Ausstattung seiner Amtshandlungen. Und eben auf diesen dekorativen Teil der monarchischen Einrichtung will der Bürger nicht verzichten. Er will Hofhaltung sehen, will vor Hofequipagen dienern, will den im nüchternen Geschäftsbetriebe aufgesparten Demutsvorrat los werden und will seine primitive Eitelkeit durch Hereinschmeicheln von Orden und Titeln befriedigt sehen. Diese doppelte Möglichkeit, zugleich die atavistischen Instinkte der Unterwürfigkeit und das ge-

schäftliche wie persönliche Reklamebedürfnis zu unterstützen, bietet allerdings die Monarchie in viel höherem Maße, als die Republik. Welche Eigenschaften dabei dem Monarchen selber innewohnen, spielt keine Rolle, nicht einmal, ob der Monarch persönlich imstande ist, sein Amt auszuüben. Ein mit den Befugnissen des Fürsten ausgestatteter Regent genügt dem Monarchisten vollauf zur Betätigung seiner Gesinnungen.

Die in den letzten Tagen bewirkte Ersetzung zweier Regentschaften im Deutschen Reiche durch die Thronbesteigung legitimer Fürsten von Gottes Gnaden liefert die instruktivste Illustration zu der Behauptung, daß es gleichgültig ist, ob ein Hofstaat einem Könige oder seinem Vertreter dient. Gerade das Aufhören der plötzlich als unhaltbar erkannten Zustände beweist, wie haltbar sie innerhalb der monarchisch organisierten Staaten waren. Denn die Kritik, die sehr konservative Elemente an die Veränderungen in Braunschweig sowohl wie in Bayern knüpfen, ist schärfer, als sie je in den jahrzehntelangen Provisorien geübt wurde. Ist es aber wahr, daß Monarchien auch ohne die Mitwirkung ihrer Monarchen bestehen können, dann verliert die Institution der Monarchie vor dem Urteil jedes nicht interessierten Beobachters den letzten Halt.

Die Herrscher selbst stützen ihren Anspruch auf die Krone auf Gottes jeder Kritik entzogenen Willen. Dem religiösen Menschen muß diese Beweisführung in der Tat genügen. Die Monarchie könnte, solange die Fiktion der Gottesgnade besteht, nur von der Seite der Gottesanzweiflung aus angegriffen werden, — wenn nicht das Verhalten der Staatskuratoren selbst dieser kindlich-religiösen Betrachtung die Voraussetzungen entzöge.

In Braunschweig durfte der angestammte Fürst

sein Amt nicht ausüben, weil er seine Angestammtheit, soweit sie einen anderen Thron betraf, nicht verleugnen wollte. Gottes Gnade wurde für das Herzogtum ausgeschaltet, und ein Regent mußte ohne sie tun, wozu den wahren Fürsten doch nur dieser überirdische Segen befähigt. Wie man erzählt, gings ganz gut. Erst die Heirat des Prätendenten setzte die Gottesgnade wieder in ihre Rechte ein, und jetzt wird in Braunschweig legitim regiert.

Noch seltsamer sind wir in Bayern zu einem neuen König gekommen. Zweimal hintereinander hatte die Gottesgnade diesem Lande Geisteskranke zu Königen bestimmt, und seit fast einem Menschenalter mußte der Stammälteste die Funktionen des verhinderten Fürsten übernehmen. Daß der Zustand der Regentschaft der Würde und dem Wohle des Landes weniger entsprochen hätte als die Ausübung der Regierung durch einen rechtmäßigen König, ist in den 26 Jahren, wo der Vater des neuen Königs den Posten verwaltete, nicht bekannt geworden. Verschiedene Versuche, den alten Herrn zur Uebernahme der Krone zu veranlassen, scheiterten an seinem Widerstand. Er scheint also die von ihm gepflegte Methode für besser gehalten zu haben, als eine Neuorganisation. Erst als er vor 11 Monaten starb, überkam die bayerischen Patrioten die Erkenntnis, daß der bisherige Zustand unwürdig, unerträglich und unhaltbar sei. Daß dieser Erkenntnis ein stark liebedienerisches Moment innewohnte, da dem neuen Herrn eine Abänderung dieses Zustandes von rein wirtschaftlichen Gesichtspunkten aus sicher genehm sein mußte, weiß jeder. Zuerst aber rannte sich die Liebedienerei die Köpfe ein. Denn die Zentrumsparthei, die bekanntlich die Rechte des lieben Gottes im bayerischen Staate vertritt, widersetzte sich. Sie behauptete, die Gottesgnade lasse sich nicht mir

nichts dir nichts von Fürstenried nach München verpflanzen, auch sei die Uebernahme der Königsinsignien mit dem Eide nicht vereinbar, den der Regent beim Antritt seines Amtes geleistet habe. Andere Leute behaupten freilich, die Zentrumsparthei wollte dem Ministerium Hertling Knüppel zwischen die Beine werfen, das gerade damals nicht ganz so tanzte wie der Klerus pfiß.

Das ist ein paar Monate her. Seitdem scheinen sich die frommen Ultramontanen mit ihrem Herrgott anders verständigt zu haben. Von jenen Bedenken wird plötzlich nicht mehr geredet, und Herrn von Hertling fiel die schwierige Aufgabe zu, der Staatsverfassung eine Wendung zu geben, die den Thronwechsel ermöglichte. Er fand die Lösung. Er fand auch im Landtag und bei den Reichsräten die Zustimmung zu seinem Werk, und so wurden wir eines Tages durch ein im Namen des Königs Otto erlassenes Gesetz erfreut, das dem Regenten die Möglichkeit eröffnete, den Platz eben dieses Königs Otto einzunehmen. Damit Ludwig III. aber als König von Gottes Gnaden den Thron der Wittelsbacher besteigen konnte, war es nötig, daß er nicht gewählt wurde, sondern sich selbst zum Monarchen ernennen durfte. Dieser Entschluß sollte der Volksvertretung nur zur Zustimmung mitgeteilt werden.

Kaum war das neue Gesetz unter Fach, da klebten auch schon an allen Anschlagstafeln feierliche Proklamationen, die die freundliche Wendung der Dinge verkündeten und dem beglückten Bayernvolke mitteilten, daß es wieder einen regierungsfähigen König von Gottes Gnaden habe. Um aber ganz sicher zu gehen, und um dem Prinzip des Gottesgnadentums um alles in der Welt nichts zu vergeben, legte Herr von Hertling den Willensakt des neuen Königs dem Parlament erst nach vollzogener Tat



„zur Zustimmung" vor. Jetzt schreien die Sozialdemokraten: Verfassungsbruch! Die Liberalen wimmern: Taktlosigkeit! Herr von Hertling aber und seine Freunde sind hochbeglückt, dem lieben Gott durch ein geschicktes Kunststück zu seinem Rechte verholfen zu haben.

Dem König Otto sind laut Kundgebung des Königs Ludwig alle Titel und Ehrenrechte der Majestät verblieben. Wir erfreuen uns nun also im Lande Bayern zugleich zweier Könige. Wie sie sich mit dieser Tatsache abfinden wollen, wird Sache der Monarchisten sein. Daß diese Spezies Zeitgenossen durch die geschilderten Vorgänge an Zahl zugenommen haben, wird füglich bezweifelt werden dürfen. Weder in Braunschweig, wo Familiensentiments, noch in Bayern, wo wesentlich Interessen rechnerischer Natur zur Neubesetzung des Thrones geführt haben, dürfte das monarchische Prinzip erheblich an Zutrauen gewonnen haben. Es wird sich aber für diejenigen, die nun zu einer Revision ihrer dynastischen Gesinnung bestimmt wurden, die Frage erheben, ob sie jetzt gleich für die Einführung der republikanischen Staatsform in allen monarchischen Ländern vom Leder ziehen sollen.

So zuverlässig behauptet werden kann, daß die Republiken vor vielen Unzuträglichkeiten der Monarchieen geschützt sind, so wenig darf man doch verkennen, daß die eigentlichen Uebelstände in allen Ländern überhaupt nicht in der politischen Organisationsform begründet sind. Der Kapitalismus blüht unabhängig von den politischen Herrschaftsinstitutionen und macht sich in jedem Lande die bestehende zunutze. Der Revolutionär hat seine Waffen gegen Kapital und Ausbeutung zu schärfen und seinen Spaten für den Aufbau sozialischer Kultur zu bereiten. Im Kampfe für neue Formen der Arbeit und des

Ausgleichs wird sich der Boden unter den Füßen der Staatsbeherrscher von selber lockern.

Manchmal freilich kann es nützlich sein, an geeigneten Beispielen darzutun, welche Wandlungen der Königsgedanke seit den Tagen der Mythen und Märchen bis zu unserer Zeit durchgemacht hat. Unsere Fürsten sind weder die Halbgötter der Vorzeit noch auch die Tyrannen der älteren Geschichte. Darum braucht niemand mehr die Könige zu hassen oder zu beneiden, und wem's Freude macht, der mag ungestört sein Haus beflaggen und in die Gassen jubeln: Habemus regem!

---

## Münchener Theater.

Die mehrfach angekündigte Absicht, eine zusammenfassende Kritik der Aufführungen des Künstlertheaters zu schreiben, muß ich leider aufgeben. Die Saison des Theaters ist längst beendet, und eine so spät nachhinkende Aufzählung der einzelnen Leistungen erscheint zwecklos. Nur ein paar kurze Sätze mögen das Verhältnis kennzeichnen, in dem ich zur Regieführung des Herrn Franz Zavrel stehe. Seltsamerweise ist ja von Berlin aus so nachdrücklich gegen die Arbeit dieses Regisseurs Stimmung gemacht worden, daß eine Stellungnahme nötig erscheint. Ich habe Herrn Zavrels Leistungen in der Regel recht tüchtig gefunden. Besonderer Anlaß zu ekstatischer Bewunderung war nie gegeben, ebenso wenig aber irgend welcher Grund zu wütender Befehdung. Die Leistungen waren unterschiedlich, manche dürftig, andere wieder sehr respektabel. Im großen ganzen hatte ich den Eindruck, daß Herr Zavrel mit vielem Nutzen Reinhardt'sche Inszenierungen studiert hat, und das Gelernte in eigener Weise anzuwenden versteht. Da wir in München ja nicht eben mit überragenden Regieleistungen verwöhnt werden, konnte man sich den Direktor des Künstlertheaters im allgemeinen gern gefallen lassen.

Zu meinem großen Bedauern muß ich es mir auch versagen, die zahlreichen Premieren der verschiedenen Theater, deren Besprechung ich seit Monaten vernachlässigt habe, im einzelnen nachträglich Revue passieren zu lassen. Eine vier Wochen lange Abwesenheit von München gerade zu Beginn der Winter-

saison hat mich eine Reihe Premieren versäumen lassen, und die meisten der inzwischen aufgetauchten Stücke sind schon wieder vom Repertoire verschwunden, so daß sich ein Eingehen darauf von selbst erübrigt.

Ganz willkürlich greife ich nur ein paar Aufführungen aus der allerletzten Zeit heraus in der Hoffnung, von jetzt ab wieder mit größerer Regelmäßigkeit Theaterreferate bringen zu können.

Im Schauspielhause fand die Uraufführung eines neuen Werkes von Max Halbe statt: „Freiheit. Ein Schauspiel von 1812“. Ich gehöre zu denen, die zu starke und gute Erlebnisse von Halbes älteren Dramen empfangen haben, um nach ein paar schwächeren Arbeiten an jedes neue Werk mit der Wollust des Scharfrichters herantreten zu mögen. Ich kann nun einmal nicht finden, daß das Mißlingen eines Werkes oder selbst deren mehrerer ein unsühnbares Verbrechen darstellt, um so weniger, wenn — wie Max Halbe — der Verfasser noch im schwächsten Drama den Dichter verrät. Mit großer Freude aber verzeichne ich es, wenn ich in einer neuen Arbeit den alten Dichter auf neuem Anmarsch wiederfinde.

Das ist in „Freiheit“ der Fall. Mit diesem Schauspiel hat Max Halbe seinen Anteil zu der Jahrhundertenerinnerung des letzten Jahres beigebracht. Daß er das nicht in der Form eines Festspieles mit allegorischem Zuckerwerk getan hat, sondern in einem selbständigen Drama, in dem nur das Milieu und die Verwobenheit der Handlungen immer wieder an die geschichtlichen Begebenheiten jener Zeit gemahnen, macht das Werk schon in der Gesinnung sympathisch. Es geht ein patriotischer Zug hindurch, der sich nie aufdringlich in den Vordergrund stellt, der sogar nie so stark hervortritt, daß dadurch die Schicksale der handelnden Personen überschattet würden. Aber die Zeitereignisse sind doch stark genug hervorgehoben, um durch sie die Einzelschicksale überreichlich durcheinander zu würfeln und um aus ihnen die zahlreichen dramatischen und tragischen Spannungen erwachsen zu lassen. Ueberreichlich sind die Verquickungen von Geschehnissen. Das ist ein Fehler. Das ist aber zugleich der große Vorzug des Schauspiels. Die meisten Dramen unserer Zeit kranken an Mangel an Konfliktstoffen. Sie sind zu dünn, und die Dramatiker tun sich selbst zu leicht, indem Sie ein Konfliktchen hernehmen und in sorgfältiger psychologischer Zergliederung zu einer Lösung führen. Halbes Stück hat den entgegengesetzten Fehler. Es ist zu

reich an stofflichem Inhalt Immer neue Probleme und neue Erschütterungen entstehen aus den Wirrnissen der Zeit. Darunter leidet die Konzentration, und zum Schluß bleibt dem Dichter nichts anderes übrig, als unter Ausscheidung alles Beiwerks, unter Ausscheidung auch des patriotischen Grundmotivs ein paar Konfliktsfäden zusammen zu greifen und zu katastrophischer Auflösung zu bringen.

Da ist die Tragödie der jungen Friederike Ahrenfeld, der natürlichen Tochter des Danziger Senators van Steen, die dessen legitimen Sohn Karl August liebt, bei ihrem Halbbruder aber keine Gegenliebe findet und sich aus Verzweiflung darüber und um nicht von ihrer Mutter an alle in deren Krug kampferenden Soldaten verkuppelt zu werden, dem bayerischen Rittmeister von Thanstein in die Arme wirft. Da ist Gustav, der Sohn des van Steen'schen Gutsverwalters, der in seinem glühenden Haß gegen Napoleon nach Rußland geht, dann zurückkommt und als Hochverräter zum Tode verurteilt wird. Da ist jener Karl August in seinen Konflikten mit dem franzosenfreundlichen Vater und all den Aengsten und Zweifeln, die die Wirrnisse seiner Zeit in dem Jüngling aufwecken. Zwischen allen diesen Problemen, deren jedes zu einem eigenen Drama ausgereicht hätte, die Abenteurerfigur des Chevalier Domanski-Peranini, die Nöte des Danziger Bürgertums, die Soldatenszenen und was noch alles. Das ist eine Fülle von Stoffen, die den Erfolg eines Stückes gefährden kann, die den Erfolg dieses Stückes aber gerade bewirkt hat. Der Ausgang des Dramas, das sich schließlich ganz auf das Schicksal Karl Augusts und seines Freundes Gustav hin zuspitzt, und in dies Schicksal alle Fäden des Dramas verstrickt, ist von großer dramatischer Kraft. Vorzüglich gelungen ist besonders die Szene, in der die beiden zum Tode verurteilten jungen Leute in Erwartung der Exekution die bedrängten Herzen voreinander ausschütten. Die Seelenqualen des jovialen Thanstein, der die Hinrichtung an den beiden vollziehen soll, sein Schmerz vor der Leiche Friederikes, die beim Versuch, den heimlich geliebten Karl August durch eine Gewalttat zu befreien, das Leben lassen muß, endlich der innere Kampf des alten van Steen, als das Schicksal seines Sohnes in seine Hand gelegt wird, und sein Entschluß, den Sohn mitsamt dem Freunde freizugeben, — das sind ganz starke dramatische Effekte, wie sie nicht viele moderne Dramen aufzuweisen haben. Kommt hinzu die vorzügliche Disposition des ersten Aktes und die außerordentlichen sprachlichen Feinheiten, die, wie in allen Stücken

Halbes, auch in „Freiheit“ reichlich zu finden sind, so rechtfertigt sich der unbestrittene Erfolg, den das Werk beim Publikum fand, und der ihm wohl auch anderswo zuteil werden dürfte.

Gewiß ist ein Teil dieses Erfolges auch der Darstellung zu danken, in der sich besonders Fräulein Woiwode als Friederike auszeichnete. Auch die Herren Günther (Karl August) und Weydner (Gustav) standen gut auf ihren Posten. Ebenso verdient Herr Randolf lobende Erwähnung, der allerdings den bayerischen Offizier in ausgesprochen österreichischem Jargon reden ließ, und Herr Jessen interessierte in der Episodenrolle des Chevalier Domanski. Die langen Striche, die die Regie vorgenommen hatte, erwiesen sich für die Darstellung vorteilhaft, wie denn die ganze Aufführung ein etwas höheres Niveau hielt, als im Schauspielhause üblich ist.

Auch von der letzten Uraufführung des Schauspielhauses kann mit Anerkennung gesprochen werden. Sie galt dem neuen Werk Paul Apels „Gertrud. Tragödie des Herzens.“ Diese Arbeit leidet am entgegengesetzten Fehler wie die Halbesche: an Handlungsmangel. Mit feinen klugen Worten wird hier einer unter der Oberfläche zerbrochenen Ehe nachgespürt, — aber eben mit Worten. Gewiß interessieren diese Menschen, interessiert vor allem dieser Mann, der die Frau nicht mehr liebt, es sie aber aus Feingefühl und Rücksicht nicht merken lassen will. Aber es ist zu viel Literatur in dem Stück, und zu wenig Kraft. Der saubere Geist, der hier gearbeitet hat, ist überall spürbar und macht die Dichtung sympathisch. Aber man hätte mehr Selbständigkeit und Sicherheit wünschen mögen. „Gertrud“ ist, bei allem Eigenwert, die der Tragödie innewohnt, ein wenig aus „Einsame Menschen“ und „Rosmersholm“ zusammengeschnitzelt. Paul Apel hat bisher in seinen Komödien besseres geleistet, — immerhin ist das Trauerspiel, mit dem er sich jetzt vorgestellt hat, eine so feine und anständige Arbeit, daß auch auf diesem Gebiete noch recht Gutes von ihm zu hoffen bleibt.

Als Regisseur hat der Dichter nicht gut abgeschnitten. Es war ein Hinschleppen des Spiels, das die Mängel des Stückes stärker hervorhob als die Vorzüge. Die Schauspieler beflößigten sich einer Ueberdeutlichkeit in Ausdruck und Gesten, die manchmal peinlich wirkte. Eine wirklich schöne Leistung bot nur Frau Glümer in der Rolle einer älteren Dame.

In den Kammerspielen gab es die für Deutschland erste Aufführung eines Dramas des neuerdings in allen Tonarten ge-

priesenen Briten Galsworthy „Justiz“. Das war eine rechte Enttäuschung, und man fragt sich vergeblich, worauf sich denn eigentlich nach solcher Leistung der Ruhm dieses Dichters gründen mag. Ein junger Bankbeamter unterschlägt eine größere Summe, um damit einer geliebten Frau zu helfen, die unter den Roheiten ihres Ehemannes stöhnt. Er wird zu drei Jahren Zuchthaus verurteilt, die er absitzt. Dieser Inhalt füllt drei Akte, von denen der erste — ohne die Beziehung zu der Frau auch nur obenhin zu verdeutlichen —, die Disposition gibt, der zweite eine unendlich langwierige englische Gerichtsverhandlung, wie man sie im Münchener Justizpalast jeden Tag viel interessanter hören kann, und der dritte Szenen aus einem Gefängnis, die nicht auf die Bühne, sondern in ein Kriminalmuseum gehören. Diese beiden Akte bringen die Handlung nicht eine Spur vorwärts. Aber bei Philippi sehen wir uns wieder! denkt der Autor — und richtig: der vierte Akt wird dann mit einer Rührtragik hingebumst, wie wir sie ähnlich nur bei Felix Philippi gewöhnt sind. Warum man dieses Spektakel von England importieren mußte, ist unerfindlich. Erfreulich war bei der ganzen Bemühung nur, daß die Rolle des neurasthenischen Wechselfälschers Herrn Kaiser zu einer bemerkenswerten schauspielerischen Leistung Gelegenheit gab.

---

## Bemerkungen.

**Richard Dehmel.** Wir mögen heute, wo er fünfzig Jahre alt ist, dem Lebenswerk Richard Dehmels ablehnend oder zweifelnd gegenüberstehen, — was dieser Dichter uns Jüngeren gegeben hat, als wir anfangen, uns umzuschauen, das darf ihm nie vergessen werden. Angefüllt mit der Schulstubenlyrik Unlands und Geibels traten wir neugierig ins Leben hinaus und erlebten mit staunender Bewunderung die heiße Kunst Lilienrons und Dehmels. Das waren ganz neue Klänge, das war persönliches Bekenntnis und wilde Musik, und wir zitterten in dem Gefühl, ein großes Neuwerden mit anzusehen und mühten uns in Stunden der Versenkung, den neuen Vorbildern nachzustreben. — Es ist das Schicksal fast aller reinen Lyriker, daß sie (trotz der Ausnahmen Goethe und Hölderlin) früh am Ziele ihrer Entwicklung sind. Kommt hinzu, daß junge Talente an gewordenen Größen emporwachsen und daher Vergleiche entstehen, wo vorher kritiklose Verehrung war. Richard Dehmels künstlerische Höhe war schon in frühen Werken erreicht. Seine „Erlösungen“ und „Aber die Liebe“ sind später

von ihm nicht mehr übertroffen worden. Das ist kein Tadel, denn die Schönheiten dieser Bücher bestehen fort, und sie sind köstlich genug, um ehrliche Herzen zu dankbaren Glückwünschen für den Dichter zu stimmen.

---

**Korruption.** Der zweite Krupp-Prozeß ist nun glücklich auch überstanden, und wenn sich die verurteilten Herren bei den aufgebrummt Strafen beruhigen, ist zu erwarten, daß der bekannte Ehrenschild der Firma Krupp in vierzehn Tagen wieder ebenso blank leuchten wird wie ihre Kanonenrohre. Das lehrreichste Ergebnis der Verhandlungen war die Erfahrung, wie anspruchsvoll die deutschen Patrioten nachgerade in ihrer Beurteilung unsauberer Handlungen geworden sind. Hier soll Korruption zutage getreten sein? I Gott bewahre! Wer für seine Bestechungen keine Hunderttausende ausgibt, sondern nur Zwanzigmarkstücke und eß- und trinkbare Naturalien, der ist kein Panamist! Früher war die Ansicht vorherrschend, daß der Begriff der Bestechlichkeit nicht von der Höhe des Kaufpreises abhängig sei und daß eigentlich, wer billig zu haben sei, einen unsichereren Kantonisten vorstelle als der, der wenigstens auf lohnende Vergütung hielt. Da müssen wir jetzt halt umlernen. Da die deutschen Rechtslichkeitsbegriffe bekanntlich für alle Welt vorbildlich sind, wird es sich vielleicht empfehlen, wenn die patriotischen Zeitungen, die in den Brandt'schen für die deutsch-nationale Renommierfirma Krupp begangenen Manipulationen keine erheblichen Ehrenrührigkeiten erblicken, einen Preiskurant aufstellten, nach dem sich Seelenkäufer richten können, um mit Hilfe sparsamer Finanzwirtschaft dem Vorwurf der Korruption auszuweichen.

Gottseidank ist ja auch Deutschland nicht die einzige Brutstätte der Sittenverderbnis. Das treu verbündete Oesterreich hat seine eigene anmutige Korruptionsaffäre. Da treiben hohe Beamte und Abgeordnete — liberale und klerikale, semitische und antisemitische finden sich hier freudwillig beieinander — einer Schiffahrtsgesellschaft fahnenflüchtige Auswanderer als Kundschaft zu. Dabei ist aber doch entschuldigend zu vermerken, daß wenigstens nicht bloß die kapitalistische Firma und die von ihr bezahlten Politiker Nutzen von der Prozedur hatten, — sondern vor allem die Handelsobjekte, denen das große Wasser jedenfalls angenehmere Luft in die Nase weht als unser teures Nachbarland gegenwärtig zur Verfügung hat. Demnächst wird ja wohl der Prozeß in Wien steigen. Was er auch für Tatsachen ans Licht ziehen wird, die Feststellung wird jedenfalls nicht ausbleiben, daß von einem Panama selbstverständlich gar nicht die Rede sein kann.

---

**Ritualmord.** Was muß eigentlich geschehen, damit das Fischblut Europas einmal in Wallung gerate? Da sitzt vor den Geschworenen in Kiew ein armer Jude und soll sich wegen Mordes verantworten. Seine Gegner — voran ein russischer Staatsanwalt — behaupten, er habe einen Christenknaben um-

gebracht, um dessen Blut in Gemeinschaft mit seinen Glaubensgenossen in religiöser Zeremonie zu genießen. Diese Behauptung wird aufgestellt, obwohl der Aberglaube vom Ritualmord seit hunderten von Jahren widerlegt ist und findet, selbst in Deutschland, Verbreitung, obwohl es gerade im Falle Beilis evident ist, daß der ganze Prozeß eine Zettelung „echt russischer Leute“ ist, um Gelegenheit zu einem neuen Pogrom zu erhalten. Dies alles läßt unsere Zeitgenossen kalt. Sie werden es mit dem süßen Gruseln, das Sensationsangelegenheiten hervorruft, in den Zeitungen lesen, wie im Osten Europas Horden christlich-patriotischer Russen in den Städten von Haus zu Haus ziehen, die Juden herausholen und unter scheußlichen Martern zu Dutzenden ermorden werden, ohne die Kinder zu schonen und ohne die Frauen und Mädchen zu verschmähen. Sie werden in den nächsten Tagen ohne Emotionen erfahren, ob Beilis als schuldig verurteilt oder als unschuldig freigesprochen wird, und davon mit der Seelenruhe Kenntnis nehmen, die einen erfüllt, wenn beim Patiencelegen die Karten aufgehen oder nicht.) Sie wundern sich, daß der Fall in Westeuropa überhaupt interessiert und geben den antisemitischen Blättern recht, die den Juden vorwerfen, sie machten eine Kiewer Lokalangelegenheit zur Sache des internationalen Judentums. Mit Verlaub: der Beilisprozeß ist in der Tat eine Sache des internationalen Judentums, da die scheußliche Beschuldigung des Ritualmordes jeden trifft, der dem Judentum angehört. Und der Prozeß wäre ebenso eine Sache des internationalen Christentums, wenn an der Beschuldigung eine kleinste Spur Wahrheit wäre. Wem jüdisches Blut durch die Adern läuft, weiß, daß das nicht der Fall ist, weiß es mit der gleichen absoluten Sicherheit wie der Angeklagte und seine Ankläger. Deshalb ist es Pflicht aller, die wir Juden sind, uns in solchem Augenblick unserer Herkunft und unserer Zugehörigkeit zu erinnern und zu verlangen, daß die Anklage, gegen die sich Beilis verteidigen soll, gegen uns alle erhoben wird. In diesem Moment darf es keine orthodoxen und liberalen, keine getauften und ausgetretenen, keine europäischen und asiatischen Juden geben. In diesem Moment weiß ich mich mit jedem galizischen Pferdehändler solidarisch, wie sich Spinoza oder Heinrich Heine ihm solidarisch gewußt hätten. Die immer wiederkehrende Verleumdung der Juden als Christenmörder ist ein fester Bestandteil der Judenverfolgung überhaupt. Der Antisemitismus ist die schimpflichste und gemeinste Bewegung aller Zeiten. Aller Friede und alle Menschenwohlfahrt kann nur erreicht werden durch die Verbündung der Völker in gemeinsamen Bestrebungen. Der Antisemitismus verhindert diese Entwicklung, da er systematisch ein Volk bekämpft, das, zwischen alle Völker verstreut, an der Kultur aller Völker den stärksten Anteil hat. Sein Kampf ist kein ehrliches Draufgehen mit sauberen Waffen, sondern ein schleichendes Verleumden. Der Antisemitismus ist der ehrloseste Kampf, der je geführt wurde.

<sup>1)</sup> Der inzwischen erfolgte Freispruch ändert so wenig an den antisemitischen Ritualmordmärchen wie an den daraus gezogenen Rückschlüssen.



**Das starre System.** Mit der Explosion des neuen Marine-  
luftschiffes — ehe die Kränze auf den Gräbern der beim Unter-  
gang seines Vorgängers Verunglückten welk waren — ist nun  
die Hälfte aller nach Zeppelinischem System gebauten Lenk-  
ballons vernichtet. 28 Leichen. Der Witz über die nach star-  
rem System organisierte Ueberzeugungskraft unserer Patrio-  
ten, nach der diese unentbehrliche Kriegswaffe die Herrlich-  
keit selbst ist, erstirbt auf den Lippen. Man denkt mit Schau-  
dern daran, daß die noch funktionierenden Zeppeline nach aller  
menschlichen Wahrscheinlichkeit samt und sonders das gleiche  
Schicksal haben werden und fragt sich bloß immer erstaunt:  
warum protestiert das deutsche Volk nicht endlich, für dessen  
Geld man jede dieser Mordmaschinen erst aufbaut und dann  
kaputt gehen läßt? — Aber nein, wir wollen unsere Zeppeline  
haben, daß der Eibfeind sich vorsehen soll! Der neueste Mum-  
pitz ist, daß die Schuljungen anfangen, für einen neuen Explosi-  
onskasten Geld zu sammeln. Die Lübecker Gymnasiasten  
haben im Einverständnis mit ihrem Direktor einen Aufruf an die  
übrigen deutschen Pennäler losgelassen, worin um Geld ge-  
schnorrt wird für Deutschlands armen Kriegswaffenetat. Die  
Eltern müssen also blechen, — denn wie steht so ein armer  
Junge da, wenn er nicht einmal zu einem neuen Zeppelin etwas  
beisteuern will? Ich habe einmal dieselben Lübecker Schul-  
bänke gedrückt, auf denen jetzt diese patriotische Fatzkerei  
ausgebrütet wurde. Ich kann wohl sagen, daß wir damals  
andere Dinge im Kopf hatten als Geldsammlungen für Kriegs-  
werkzeuge, — und gottseidank waren es meistens Dinge,  
zu denen wir das Einverständnis des Direktors lieber nicht  
einholten.

---

**Kurze Anfrage.** Wann gedenkt der neue Herr Polizeipräsident aus der Reserviertheit seiner bisherigen Amtstätigkeit hervorzutreten? Bis jetzt wissen wir nur, daß er die „Arbeitswilligen (Streikbrecher darf man ja wohl nicht sagen) im Chauffeurstreik mit jener wohlwollenden Neutralität behandelt, die gegen eine Ueberanstrengung auf Gefahr der Fahrgäste und der Straßenpassanten nichts einzuwenden findet. (Den Autobesitzern, die die Forderungen der Chauffeure bewilligt haben, sei bei dieser Gelegenheit nahegelegt, ihre Fuhrwerke durch besondere Markierungsfähnchen oder Schilder äußerlich kenntlich zu machen. Viele Leute, die im allgemeinen streikenden Arbeitern nicht in den Rücken fallen, benutzen jetzt aus Gedankenlosigkeit oder Unorientiertheit die Dienste der Arbeitswilligen. Auch geben die Chauffeure auf direkte Fragen oft falsche oder verwirrende Antworten.) Im übrigen scheint Herr v. Grundherr in den Fußstapfen seines Vorgängers wandeln zu wollen. Die Lokalmisere nach 3 Uhr nachts besteht unter seinem Regiment unverändert weiter, und man hat bisher nicht vernommen, daß der Polizeipräsident bereits eine Aenderung des unmöglichen Zustandes im Sinne habe. Der Teil des Publikums, der sich seine Privatentschließungen nicht durch Schutzmannseingriffe beeinträchtigen läßt, wünscht nachgerade zu wissen, ob

das Heydtesche Verfahren auch fernerhin in Kraft bleiben soll oder ob zum 1. Januar Nachtkonzessionen in München vergeben werden. Die gänzliche Zurückhaltung des Polizeipräsidenten wird sich auf die Dauer nicht durchführen lassen, da man sie sehr bald als Aggressivität gegen die Wünsche des Publikums auffassen und behandeln könnte.

---

**Notiz.** Auf mehrfache Anfragen seit mitgeteilt, daß der im vorigen Heft angekündigte neue Gedichtband von Erich Mühsam voraussichtlich nicht vor Frühjahr erscheinen wird. Der Titel „Wolken“ steht noch nicht endgültig fest. Nähere Mitteilungen werden im „Kain“ erfolgen. Vorbestellungen werden schon jetzt beim Kain-Verlag entgegengenommen. **E. M.**

---

# Adolf Schustermann

Zeitungsnachrichten - Bureau  
Berlin SO. 16, Rungestr. 22-24

Grösstes Nachrichten-Bureau mit Abteilungen für Bibliographie, Politik, Kunst, Wissenschaft, Handel und Industrie. Liest neben Tageszeitungen des In- und Auslandes die meisten Revuen, Wochenschriften, Fach- illustr. usw. Blätter.

Das Institut gewährleistet zuverlässigste und reichhaltigste Lieferung von Zeitungsausschnitten für jedes Interessengebiet. • • Prospekte gratis

Erschienen;

## Kain-Kalender

für das Jahr 1913

Ausstattung wie Kain-Kalender für 1912.

Preis 1 Mark.

Sämtliche Beiträge vom Herausgeber **Erich Mühsam.**

Bestellungen nimmt entgegen

**KAIN - VERLAG, MUENCHEN.**

Bitte hier abzutrennen.

**Bücherzettel.**

Mit  
3 Pfennig  
zu  
frankieren.

An

# Zeitungsausschnitte

liefert im **Original** über jedes Gebiet für fielehrte,  
Künstler, Schriftsteller, Fachzeitschriften, Finanzlere,  
firoseInduetrielle, Behörden etc. etc. das bestorganisierte  
Bureau sofort nach Erscheinen

## **KLOSE & SEIDEL**

Bureau für Zeitung-Ausschnitte

BERLIN NO 43     ::     Georgenkirchplatz 21

Prospekte gratis!

Erste Referenzen.

Vom Gedichtbände

# „Der Krater“

Von Erich Mühsam

ist die zweite, unveränderte Auflage soeben in  
neuer Ausstattung im Kain-Verlage erschienen.

Preis 2 Mark.

Bitte hier abzutrennen.

Unterzeichneter abonniert hiermit auf die Zeitschrift  
„KAIN“, Jahrgang 1913/14. (Kain-Verlag München, Baader-  
strasse 1a.) 12 Hefte zum Preise von 3 Mark. Zahlbar  
bei Empfang der ersten Nummer.

Betrag wird gleichzeitig eingesandt.\*)  
Soll durch Nachnahme erhoben werden.\*)

Genauere Adresse:

Name:

\*) Nicht gewünschtes bitte zu durchstreichen.